
Francia. Forschungen zur westeuropäischen Geschichte
Herausgegeben vom Deutschen Historischen Institut Paris
(Institut historique allemand)
Band 25/3 (1998)

DOI: 10.11588/fr.1998.3.61510

Rechtshinweis

Bitte beachten Sie, dass das Digitalisat urheberrechtlich geschützt ist. Erlaubt ist aber das Lesen, das Ausdrucken des Textes, das Herunterladen, das Speichern der Daten auf einem eigenen Datenträger soweit die vorgenannten Handlungen ausschließlich zu privaten und nicht-kommerziellen Zwecken erfolgen. Eine darüber hinausgehende unerlaubte Verwendung, Reproduktion oder Weitergabe einzelner Inhalte oder Bilder können sowohl zivil- als auch strafrechtlich verfolgt werden.

widerspiegelt gerade diese etwas »randständige« Publikationsgeschichte die schwierige gesellschaftliche Situation der homosexuellen/schwulen Minderheit, auch in der heutigen Gesellschaft. Denn die Bedeutung der Autobiographie Seels liegt nicht zuletzt darin, daß in ihr deutlich aufgezeigt werden kann, wie die Verfolgung der Homosexuellen durch die Nationalsozialisten zwar eine einschneidende und gravierende Verschärfung in der Diskriminierung dieser Minderheit bedeutete. Die Verantwortlichen im »Dritten Reich« konnten jedoch ohne große Schwierigkeiten an bereits vorhandene Diskriminierungen und Vorurteilmuster anknüpfen. Die grausamen Lebenserfahrungen des Autors machen dies deutlich. Seel konnte von den deutschen Besatzern nur deswegen problemlos als Homosexueller identifiziert werden, weil er bereits Ende der dreißiger Jahre von den elsässisch-französischen Behörden als Homosexueller registriert worden ist. Seel wurde bei einem Rendezvous an einem bekannten Treffpunkt homosexueller Männer seine wertvolle Uhr gestohlen. Er meldete diesen Verlust der Polizei, die, anstatt ihm bei der Wiederbeschaffung des entwendeten Gutes behilflich zu sein, ihn beleidigte und auf eine Liste mit homosexuellen Bürgern der Stadt setzte. Als die Deutschen das Elsaß im Sommer 1940 besetzten, übergab die französische Polizei diese Liste den neuen nationalsozialistischen Herren. Im Frühjahr 1941 wurde Seel auf Grund dieser Liste verhaftet, gefoltert und in ein Konzentrationslager im Elsaß deportiert. Er mußte dort unter anderem erleben, wie die Lagerleitung seinen Freund Jo, dem auch das Buch gewidmet ist, durch deutsche Schäferhunde bei lebendigen Leibe zerfleischen ließ. Seel überlebte das Konzentrationslager sowie den anschließenden Wehrmachtseinsatz und kehrte als gebrochener Mann nach Frankreich zurück.

Das Ende des Krieges bedeutete für ihn jedoch außer der geretteten Haut zunächst keine wirkliche Befreiung. Im Gegensatz zu den anderen überlebenden Deportierten, war es den Homosexuellen nicht möglich, offen über die Ursachen ihrer Verfolgung zu sprechen. Sie wurden sogar mit der erschreckenden Tatsache konfrontiert, daß die französische Republik, die bis 1940 keine explizit anti-homosexuelle Gesetzgebung kannte, die vom Vichy-Regime erlassenen Diskriminierungen beibehielt. Weder im privaten noch im öffentlichen Raum war es Seel und seinen Schicksalsgenossen lange Zeit möglich, über ihre spezifischen Erfahrungen als verfolgte Homosexuelle zu sprechen. Erst die Bildung einer selbstbewußten und politisch aktiven Schwulenbewegung in den siebziger und achtziger Jahren schaffte den notwendigen gesellschaftlichen Spielraum, der es auch Pierre Seel ermöglichte, seine Stimme zu erheben.

Daniel GERSON, Zürich

André MICHEL, *Mes Moires. III: La jeune fille et la mort, d'après le récit de Claude Michel, née Chauvet, déportée de la Résistance française: souvenirs des camps de concentration de Ravensbrück et de Zwodau*, Gentilly (André Michel) 1995, 211 S.

In der im Selbstverlag herausgegebenen Reihe »Mes Moires«, deren erster Band noch ohne Titel und Thema angekündigt wird, deren zweiter die STO-Erinnerungen des Autors André Michel wiedergibt¹ und deren vierter der Geschichte der Scheidungen des Autors vorbehalten sein soll, enthält der dritte Band die Erinnerungen seiner 1981 verstorbenen Frau Claude, die sie ihm bei der Scheidung 1967 überließ, wobei sie – und der Autor legt allergrößten Wert auf diese Feststellung – ihm anheimstellte, in welcher Form er ihre Erinnerungen veröffentlichen würde, ob als Herausgeber, Co-Autor oder in anderer Form. Die naheliegendste und dem Inhalt des Bändchens am meisten gerechte Lösung, nämlich Claude Chauvet selbst als Autorin zu nennen, wurde offenbar nicht erwogen. Der eigentli-

1 Vgl. *Francia* 23/3 (1996), S. 277–279.

che Text besteht nämlich in der wohl getreuen Wiedergabe der Erinnerungen, die sie in den 50er Jahren niederschrieb.

Der Vater, Jacques Chauvet, ist ein *Résistant* der ersten Stunde. Die Tochter, die gerade ihr Jurastudium beendet, wirkt an seiner Seite am Aufbau der Bewegung *Combat* mit, die Anfang 1943 in die *Mouvements unis de la Résistance* einmündet. Am 21.4.1944 wird Jacques aufgrund einer Denunziation festgenommen, wenige Tage später gerät Claude selbst in die Fänge der Gestapo.

Die Reise nach Deutschland, die sie nach kurzem Gefängnisaufenthalt gemeinsam mit dem Vater antritt, wird ihre letzte Begegnung mit ihm sein: wie sie erst nach dem Kriege erfährt, wurde Jacques nach Neuengamme deportiert und kam in den allerletzten Kriegstagen auf einem der Schiffe in der Lübecker Bucht um, auf die die Gestapo die KZ-Häftlinge »evakuiert« und dem sicheren Tod durch britische Bomber ausgesetzt hatte.

Claude kommt am 19. Mai 1944 in Ravensbrück an und muß die Aufnahmeformalitäten, die Dusche, die graugestreifte Uniform, den Verlust aller persönlichen Dinge über sich ergehen lassen; wie durch ein Wunder bleibt ihr die Rasur erspart. Auch in anderer Hinsicht scheint sie zunächst Glück im Unglück zu haben: das Lager Zwodau, das mit ca. 500 Frauen ein relativ kleines Lager ist, wird von einem gutmütigen Lagerführer regiert und die französische *Blockowa* verfügt über einige Möglichkeiten, den Mitgefangenen das Leben erträglicher zu machen. *Grand-père*, wie der Lagerführer bei den Französinen heißt, wird aber schon bald durch einen »typischeren« SS-Mann ersetzt, den sie *Attila* nennen und der das Lager gemäß den auch aus anderen Berichten überlieferten Hierarchien organisiert: mit Aufseherinnen- und Kapo-Funktionen werden diejenigen Mithäftlinge versehen, die sich durch besondere Brutalität durchzusetzen verstehen, die Nationalitäten und Gefangenenkategorien werden gemischt, wodurch Solidarität und gegenseitige Absprachen schwierig werden, sinnlose Stehappelle nach der 12-Stunden-Schicht bei Siemens und schikanöse Bestrafungen sind nun an der Tagesordnung.

Das Glück scheint Claude dennoch nicht ganz zu verlassen, denn es gelingt ihr, wie sie aussagt, bei der Endkontrolle der Werkstücke, die ihr übertragen wird, über lange Zeit Sabotage zu üben, indem sie falsch sortiert; erst als sie ihren Widerstand offen zeigt, ist eines Tages das Maß voll und sie wird von *Attila* vor aller Augen zusammengeschlagen.

Mit dem Winter wird die Situation im Lager immer unerträglicher, die Suppe immer dünner, der Hunger zur Obsession. Von dem Lagergeld, das die Gefangenen für ihre Arbeit erhalten, können sie so sinnlose Dinge wie Lippenstifte erwerben. Die selten ankommenden Päckchen werden gruppenweise geteilt, und auch sonst ist das Überleben im Alltag nur in gegenseitiger Solidarität zu meistern. Claude und ihre Freundin unternehmen an der Werkbank imaginäre Spaziergänge durch die jeweilige Heimatstadt der beiden Frauen, bis sie sich in der Umgebung der anderen auskennen, als seien sie dort zu Hause. Die phantastischsten Kochrezepte machen unter den Gefangenen die Runde, je lieber, desto verzweifelter die reale Lage wird – eine Form der lebensnotwendigen Distanz in extremer Lage. »Mon esprit vivait en marge de mon corps, dans ce monde en marge du monde« (S. 93).

Die ersten Monate des Jahres 1945 sehen die meisten Toten im Lager. Am 4. März müssen die Frauen einen »Evakuierungs«-Transport von Jüdinnen am Bahnhof in Empfang nehmen, den ein großer Teil nicht überlebt hat, sie müssen die Leichen auf den Weg werfen, die noch Lebenden in den Schnee legen. In den Wochen darauf wird der Typhus im Lager etwa 10 Tote pro Tag fordern. Bilder, die Claude nie vergessen wird, ebensowenig wie die beiden etwa 7jährigen Kinder mit kahlgeschorenen Köpfen, die Mitte April 1945 ins Lager kommen und um Essen bitten. Sie werden einige Tage später mit den Typhuskranken in einem Lastwagen weggebracht, der abends leer zurückkehrt. Nun gilt es, die eigene »Evakuierung«, das heißt die Todesmärsche des Kriegsendes zu vermeiden. Wieder hat Claude Glück im Unglück, wegen einer Fußverletzung wird sie vom ersten Konvoi zurückgestellt;

den Zug, dem sie sich anschließen muß, zwingt das Vorrücken der alliierten Truppen zur Rückkehr ins Lager. Dort werden sie schließlich Anfang Mai befreit. Am 12.5. tritt sie die Heimreise nach Frankreich an, erlebt herzliche Aufnahme, aber auch bürokratische Gedankenlosigkeit und schließlich die Instrumentalisierung der Deportation: »Il est de bon ton d'avoir un déporté à sa table« (S. 161).

Dem Bericht seiner Frau hat André Michel nach eigenen Angaben nur die teils merkwürdigen Kapitelüberschriften (»Les gens du voyage«, »Ravensbrückzirkus«, »Brûlant chômage«) und die dazugehörigen (teils unglaublich geschmacklosen) Sinnsprüche hinzugefügt, die, wüßte man nicht, daß sie vom Ehemann der verstorbenen Autorin stammen, nahezu höhnisch klingen. Er übernimmt ausdrücklich auch die Verantwortung für die Übersetzung der deutschen Begriffe, wobei aus einem *Tischlereikommando* ein *kommando de table* wird, *Menschenskind* wird als *enfant de putain* interpretiert, *Strafkommando* zu *Strafenkommando* verballhornt, *rab* (das *Nachschlag* bedeutet) mit *Nachkehl* »übersetzt« und – in offensichtlicher Überschätzung der eigenen Sprachkenntnisse – der Ausdruck »Schmuckstücke«, den die Aufseherinnen ironisch für die Häftlinge benutzten, völlig abwegig kommentiert und »psychoanalytisch« gedeutet: »Je suppose un jeu de mots avec *Schmutzige* qu'on pourrait traduire par »ordures«. En français, il en est un de possible et de non moins anal entre »ordure« et »or« (S. 112). Si tacuisses ...!

Indessen vermögen diese ärgerlichen Eingriffe und Zusätze den lebendigen, differenzierten, unpathetischen und lesenswerten Bericht von Claude Chauvet nicht wesentlich zu beeinträchtigen. Er ist in der Hauptsache unverkennbar *ihr* Text geblieben.

Helga BORIES-SAWALA, Bremen

Mary CADRAS, *Les enfants de la tourmente*. Préface de Gilles PERRAULT, Paris (Graphein) 1995, 332 S.

Sie heißen Claude, Robert, Michelle, Raymond, Paulette, Gaston oder Jeannine, die Heldinnen und Helden dieses aufwühlenden Buchs, und waren bei Beginn der deutschen Besetzung Frankreichs fünf, sieben oder auch elf Jahre alt. Anders als für viele Altersgenossen, deren persönliche Erinnerungen an die Besatzungszeit allenfalls von Lebensmittelknappheit, der kalten Wohnung oder der einzuhaltenden Ausgangssperre geprägt sind, für die aber der Alltag, die Schule, das Familienleben in den gewohnten Bahnen weitergingen, bedeutete die deutsche Besatzung für diese Kinder ein jähes Ende der Kindheit, ein erzwungenes brutales Erwachsenwerden.

Die von Mary Cadras einfühlsam nacherzählten Erinnerungen dieser »*enfants-adultes*« stehen für tausende ähnliche Schicksale von Widerstandskämpfer-Kindern in jenen Jahren. Kinder, die ihre Eltern nicht als Schutz bietende Erwachsene, sondern als Gejagte erlebten und die erst Jahrzehnte später über diese Ängste sprechen können, deren Kindheit von ständig wechselnden Wohnungen oder von der langen Trennung von ihren Eltern, von der Unterbringung bei Verwandten oder in Internaten (man erinnert sich an die Bilder von Louis Malles »*Adieu, les enfants*«) bestimmt war. Die Anteilnahme der Autorin ist im übrigen im Wortsinne zu verstehen: sie selbst verlor als Siebenjährige den Vater, der 1942 auf dem *Mont Valérien* hingerichtet wurde.

Jede dieser Lebensgeschichten ist unverwechselbar, doch bestimmte Schlüsselszenen kehren wieder, vor allem die der Verhaftung, oft vor den Augen der Kinder, die Besuche im Gefängnis, der Anblick des Vaters in Sträflingskleidung, die Nachricht von der Hinrichtung in der Zeitung oder auf einem der berüchtigten Plakatanschläge, die zu lesen man kaum wagte, die Nachricht von der Deportation in ein Konzentrationslager, die zumindest noch ein Fünkchen Hoffnung beließ, das – oft vergebliche – jahrelange Warten auf die Rückkehr.